

Quertreibereien der Saaremigranten

Angesichts der klaren und eindeutigen Bestimmungen des Versailler Vertrags einerseits und des Saarstatuts andererseits könnte man doch wirklich der Meinung sein, daß die Abstimmung am 13. Januar 1935 die einfachste Sache von der Welt darstellen sollte, denn schließlich handelt es sich doch nicht um ein Land mit einer vielmillionenköpfigen Bevölkerung, sondern um einen Gebietsteil mit etwa 800 000 Einwohnern, von denen etwa zwei Drittel abstimmungsrechtlich sind. Wenn man z. B. bedenkt, daß zu der Volksabstimmung in Deutschland am 19. August die Stimmlisten für mehr als vierzig Millionen Wahlberechtigte binnen zehn Tagen aufgestellt und geprüft werden mußten, erscheint es beinahe unfaßbar, daß die Aufstellung der Stimmlisten für die etwa 550 000 Stimmberechtigten im Saargebiet so unendlich vielen Schwierigkeiten begegnet, wie wir sie jetzt tagtäglich erleben müssen.

Geht man dieser eigenartigen Erscheinung etwas näher auf die Spur, stellt sich allerdings bald heraus, daß diese Schwierigkeiten an sich gar nicht vorhanden sind. Sie werden jedoch künstlich geschaffen und zwar selbstverständlich von der Seite aus, die das größte Interesse an der Verwirrung hat, von den Emigranten. Nach den jüngsten Meldungen aus dem Saargebiet haben sie jetzt ein eigenes Abstimmungsbüro errichtet, in dem nicht weniger als fünfzig Personen tätig sind. Das Hauptquartier dieser Kommission ist beziehungsweise im Hause der Arbeiterhilfe in Saarbrücken, also einer marxistisch-kommunistischen Einrichtung, untergebracht. Augenblicklich sind sie damit beschäftigt, jahrmäßig Einsprüche gegen die Eintragungen in die Abstimmungslisten herbeizustellen. 100 000 Einsprüche, das wären also 20 Prozent der Abstimmungsberechtigten überhaupt. Man sieht, daß die Emigranten und verkappten Franzosenfreunde ihr Hauptziel, die Gesamtzahl der Abstimmenden zu schwächen, nicht aus den Augen lassen.

Nach den Schätzungen der Abstimmungskommission sind etwa 550 000 Männer und Frauen abstimmungsrechtlich. Da sich bisher nur etwa 520 000 eingetragen haben, bleibt noch eine Differenz von 30 000 bestehen, die nach Ansicht der Kommission aus solchen Saarländern besteht, die nach ihrer Auswanderung über die ganze Welt verstreut sind und nicht zur Abstimmung zurückkommen können. Daß die Emigranten mit ihrem separatistischen Anhang keinen vollwertigen Ersatz für diese ausgewanderten 30 000 Saarländer darstellt, liegt auf der Hand. Darauf kommt es aber ihnen auch gar nicht an, sie wollen mit ihrem verbrecherischen Treiben nur neue Verwicklungen und Verwirrungen schaffen. Wenn sie jetzt in alle Welt hinausposaunen: „Seht, wie die Listen gefährlich sind!“ so wollen sie damit vor allem die Völkerverbindungen nötigen, sich immer wieder von neuem mit den Saarländern zu befassen. Prompt hat denn auch der Führer des französischen Saargebietes auf Grund der „nachgewiesenen“ Fälschungen der Stimmlisten an den Völkerverbund appelliert und eine Überprüfung der gesamten Listen durch neutrale Kommissionen gefordert. Ein solches Verlangen macht sich im Munde eines Mannes besonders gut, der gleich Dutzenden, ja Hunderten seiner Gesinnungsgenossen überhaupt nicht einmal abstimmungsrechtlich ist. Daß die Agitation wegen der angeblich gefährlichsten Listen gleichzeitig zu einer neuen Propaganda für den berühmten Status quo verbunden wird, nimmt nicht weiter wunder. Ist doch der Status quo die letzte Hoffnung der Separatisten und Franzosenfreunde die sich auch heute noch nicht mit dem Gedanken abfinden können, daß die Saarbevölkerung heim ins Reich will.



Schiller-Marken der Reichspost

Neue Sechs- und Zwölfpfennig-Briefmarken, die die Deutsche Reichspost nach einem Entwurf von Professor Karl Bauer-Münchens anlässlich des 175. Geburtstages Friedrich von Schillers (10. November) anfertigen ließ. Der Verkauf beginnt am 5. November.

Unterzieht man die Status-quo-Propaganda einer genaueren Prüfung, fällt dem unbefangenen Leser sofort ein merkwürdiger Widerspruch in die Augen. Die Zeitungen und Flugblätter, die für den Status quo eintreten, bemühen sich zwar, den Saarländern die angeblichen Zustände im Dritten Reich in den abschreckendsten Farben zu malen, aber über die Neugestaltung eines internationalisierten Saargebietes, vor allem dessen inneren und äußeren Mechanismus durch die finanziellen Quellen einer eigenen Verwaltung, wenn auch mit vermehrter Beteiligung der Bevölkerung, lassen sie kein einziges Wort vernehmen. Schon ist in einigen französischen Blättern der Gedanke einer zweiten Volksabstimmung aufgetaucht. Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß nach kurzer Zeit auch die Separatisten ihn propagieren werden. Deshalb bei Zeiten: Augen auf!

November

Der Monat des Abschieds und der Trauer

Mit einem gewissen Bangen stehen wir am Beginn des Monats November. Dieser Monat, den unsere Ahnen Nebelmonat nannten, auch Nebelmonat oder Windmonat genannt, ist von einer trüben Stimmung erfüllt. Die leuchtende Schönheit des Herbstes, die noch für den Oktober kennzeichnend ist, geht im November in das trübe Grau nebelüberhangener Spätherbsttage über, gegen deren Einfluß sich der Mensch vergeblich wehrt. Jetzt zeigt der Herbst kein anderes Gesicht. Das gelbe und rote Laub der Bäume, das sich zu einer großen Farbenharmonie vereinigte, ist zu Boden gesunken. Dafür stehen die Bäume und Sträucher fahl und reden die blanken, nebelnassen Zweige in den trüben Tag. Es ist bestimmt kein Zufall, daß die Menschheit in diesen Monat den Bußtag und den Totenonntag legte, denn keine andere Jahreszeit vermahnt uns so wie der November an Sterben und Trübsal. Der Sommer nahm Abschied, die Natur stirbt dahin, sie ist nur noch das Sinnbild einer großen Klage über das, was verging. Allerheiligen, Allerheiligen, Bußtag und Totenonntag stehen vor der Tür, Festtage, die von einer ernsten Stimmung getragen sind.

Zugleich ist der November aber nicht nur der letzte Herbstmonat, sondern der Vorwintermonat. Wir sind verwöhnt durch einen Sommer, der uns von seinen ersten Anfängen bis tief in den Herbst hinein das herrlichste Wetter schenkte. Noch jetzt erleben wir manchmal Tage von fast sommerlicher

Wärme. Wer mag es sich da vorstellen, daß wir in wenigen Wochen mit Eis und Schnee rechnen müssen? Noch sind die Tage im November länger als die im Dezember und Januar, dennoch ist es merkwürdig, daß kein anderer Monat des Jahres eine so schwermütige, trauererfüllte Stimmung im Menschen aufkommen läßt wie der November. Steht der dunkle Dezember-Monat im Zeichen des Weihnachtsfestes, das seinen verklärenden Schein über ihn breitet, hält der Januar meist mit einem winterlichen Landschaftsbild und mit den ersten Freuden des Winterports seinen Einzug, so ist der erste Monat des Jahres tatsächlich nur durch seine trübe Stimmung und die ernsten Feiertage gekennzeichnet. Alte Berge versuchen, der traurigen Novemberstimmung Ausdruck zu geben:

Kun geht das große Sterben an,
Die Blätter raschelnd gleiten...
Und immer näher schon heran
Gar harte Schritte schreiten.
Der Schritt klingt hohl, der Schritt stampf schwer,
Als jeuzen bange Klagen
Dicht hinter jedem Schritte her...
Der Nebel wälzt, ein graues Meer:
Wie macht die Welt ihr öd und leer
Und weilt: Novembertage!

Obwohl der Ernteeleganz längst eingebracht ist und die Scholle braun und umbrochen der Schneedecke entgegenharrt, befallen sich auch im November allerlei Bauern- und Wetterregeln mit der Voraussage für die nächsten Monate:

Wenn der November regnet und frostet,
Dies der Saat das Leben kostet!

Wenn im November Donner großt,
Wird dem Getreide Lob gezollt!

Blühen im November die Bäume aufs neu,
Dauert der Winter bis in den Mai!

Fällt der erste Schnee in Schmutz,
So strengem Winter findet er Schutz!

Bringt der November vieles Raß,
Gib's auf Wiesen vieles Gras!

Rundfunk

Freitag, 2. November:

- 10.15 Schulfunk - Stufe 3: Wir besuchen ein Museum
- 10.45 Johannes Brahms
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.30 Aus Stuttgart: Kinderstunde: „Allerheiligen“
- 16.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
- 18.00 Aus Stuttgart: Hitlerjugend-Funk: „Denk' es o Seele!“
- 19.00 Aus Kiel: Blasorchester
- 19.45 Aus Frankfurt: Wirtschaftsbericht für die Saar
- 20.15 Aus Berlin: Stunde der Nation: Zwei zeitgenössische Komponisten
- 21.10 „Allerheiligen“
- 22.15 Nach Frankfurt: Saarländer sprechen
- 22.30 Sportvorschau
- 22.45 Symphoniekonzert
- 24.00 Aus Frankfurt: Rockmusik



Urheber: G. Adermann, Romanzentrale Stuttgart

„Man hatte mir Wladko völlig entfremdet, so daß er mir zuletzt das Kind heimlich entführte, weil ich es nach Ansicht der Familie Jeglic zu einem Deutschen erzog. Das war aber nie meine Absicht. Ich wußte ja, daß es so gut slawisches Blut in den Adern hatte wie deutsches! Aber eben darum sollte es gerecht erzogen werden, frei von Haß beide Nationen lieben lernen! Das durfte ich nicht, man rechnete es mir als Verbrechen an. Und dann... dann ging ich eben...“ Margaret unterdrückte ein Schluchzen.

„Arme Frau! Ja, man mußte damals wohl ähnliches, aber niemand konnte sich ein klares Urteil bilden, und schließlich glaubte man dann aus der Haltung Ihres Mannes schließen zu müssen, daß alles leeres Gerede sei.“

„Nun sagen Sie mir, er sei pensioniert! Warum? Seit wann? Er hatte doch eine so glänzende Karriere vor sich! Wie ist es möglich, daß man ihn pensionierte?“

„Man hätte es vielleicht nicht getan, denn der Wind schlug ja damals bald zu seinen Gunsten um. Aber er selbst wollte es, so viel ich weiß. Ich sprach einmal mit ihm darüber... wir verkehrten nämlich jetzt zusammen...“

„Was sagte er?“

„Daß ihm sein Beruf keine Befriedigung mehr gewährte. So wollte er gar nicht erst abwarten, wie die Disziplinaruntersuchung gegen ihn ausfalle, sondern reichte sein Abschiedsgesuch ein.“

„Er in Disziplinaruntersuchung? Warum denn?“

„Wegen der Friederauer Geschichte!“

„Er? Mein Gott — er? Wieso denn? Er wußte doch nichts davon... hatte keine Ahnung...“

„Wirklich nicht? Sie befreiten die Geiseln damals also ganz aus eigenem Entschluß?“

„Selbstverständlich! Sie werden doch nicht denken, daß er damit auch nur das Leiseste zu schaffen hatte!“ rief Margaret außer sich vor Erregung.

Leuthold, der sah, daß sie schwankte, zog ihren Arm beruhigend in den seinen.

„Liebe, gnädige Frau, vor allem dürfen Sie sich nicht so aufregen! Die Sache ist doch nun auch schon lange vorüber...“

„Aber wie kann man nur auf den absurden Einfall kommen, er, der Bezirksrichter, der Slowene, würde Deutsche aus dem Arrest laufen lassen, ohne ganz Spillersdorf zu alarmieren!“

Daran ist Dr. Jeglic wohl selbst schuld. Als der gefesselte Posten damals ausfragte, Sie, gnädige Frau, hätten selbst das Pfortchen aufgeschlossen, durch das die Friederauer dann entkamen, erhob sich natürlich ein gewaltiger Entrüstungsturm im slowenischen Lager. Ich glaube, man hätte Sie in diesen Tagen geliebt — wären Sie dagewesen! Aber gottlos waren Sie nicht da! Nun ist aber vor dem Gescheh der Mann für seine Frau verantwortlich. Also lehrte sich der Sturm gegen Jeglic. Schon am nächsten Tag wurde er telegraphisch von Laibach aus vom Amt suspendiert...“

„Am Gotteswillen! Er? Wladko? Das ist ja schrecklich!“

„Wir lebten damals eben noch in der Zeit des Terrors. Uebrigens war Jeglic so gut angefahren und hatte so hohe Gönner und Freunde, daß alle Welt überzeugt war, es sei nur eine vorübergehende Maßregel, nach der er sich doppelter Gunst erfreuen würde. Denn selbstverständlich nahm man für gewiß an, daß er sich nun losmachen werde von der Deutschen, die ihm von

vielen Seiten nie ganz verglichen worden war...“

„Und er...?“ stammelte Margaret, die sich vor Erregung kaum mehr auf den Füßen halten und Leutholds Antwort nicht erwarten konnte.

„Er tat das genaue Gegenteil: er schlug sich völlig auf Ihre Seite, indem er rundweg erklärte, Sie hätten in seinem Auftrag gehandelt. Er sei nie einverstanden gewesen mit den scharfen Maßregeln gegen die Friederauer, die er für ungerecht und der Nation unwürdig halte. Und da ihre Verschleppung abgesehen von dem Aufsehen, das sie im Ausland machen würde, möglicherweise zu Repressalien und Blutvergießen hätte führen können, habe er seine Frau beauftragt, ihnen heimlich die Freiheit zu geben. Jedenfalls sei er allein der Schuldige in dieser Sache, und wenn man meine, daß er Strafe verdiene, sei er bereit, sie zu tragen. Keinesfalls aber dürfe seine Frau ein Tadel treffen...“

„Das hat er gesagt? Das hat er wirklich gesagt?“ Halb wie Schluchzen, halb wie Jauchzen kamen die Worte über Margarets Lippen.

„Ja. Und ich muß sagen: Freund und Feind fanden es gleichermaßen sehr anständig. Denn selbst wenn diese Darstellung der Wahrheit entsprach, hätte Jeglic ja alle Schuld von sich abwälzen können. Niemand verdächtigte ihn ernstlich einer solchen, und Sie waren ja fort. Daß er so mannhaft für die abwesende Gattin eintrat, hat mir Hochachtung für ihn eingeflößt. Doppelt jetzt, wo ich aus Ihrem Munde höre, wie sich die Dinge wirklich verhielten. Er muß Sie sehr, sehr lieb haben, gnädige Frau, ... trotz allem!“

Margaret schwieg. Der Sturm, der in ihr tobte, machte sie unfähig, zu sprechen. Schweigend schritt sie am Arm ihres Begleiters weiter. Es war dunkel und still um sie geworden. Ohne es zu merken, waren sie aus der Stadt in den Park geraten und folgten mechanisch seinen verschlungenen Wegen.

(Fortf. folgt.)

Die Kreuzerfahrten der „Emden“

Aus dem Bordtagebuch eines Mitkämpfers
Von Obermaschinenmaat Sagutti-Emden
4. Besuch vor Madras

Der nächste Dampfer, den wir trafen, war ein Italiener, der uns einen üblen Streich spielte. Nach Prüfung der Schiffspapiere wurde er entlassen und ersprach, nichts von unserer Anwesenheit zu verraten. Kaum war er jedoch außer Sichtweite gekommen, als auch schon ein Junkenapparat knatterte und ein Postdampfer, der uns unfehlbar in die Quere gekommen wäre, schleunigst leht machte und dadurch der Vernichtung entkam. Ein anderer Dampfer, der von den Italienern gewarnt worden war, versuchte, durch äußerste Fahrt zu entkommen. Drei Schuß, davon zwei scharfe, schienen ihn nicht zu rühren. Gerade hatte der Artillerieoffizier einer Breitseite befohlen „Granaten nach Kommando — Salve!“ Aber noch bevor das langgezogene „Feuern“ ausgesprochen war, stoppte der Dampfer. Das Schiff hieß „Trabod“ und gurgelte am nächsten Morgen ab.

Im Golf herrschte jetzt riesige Aufregung. Wir merkten es an vielen Funken. Das „Geschäft“ war uns durch den Italiener gründlich verdorben worden, und der Kommandant entschloß sich deshalb, diese Gede zu verlassen und sich ein ergiebigeres Feld zu suchen. Die „Kabinga“ bekam alle Gefangenen und sollte sie nach Kalkutta bringen. Zum Dank für die gute Behandlung brachte zum Abschied der Kapitän des „Indus“ drei Hurras auf die „Emden“ und ihren Kommandanten aus.

Wir nahmen jetzt die Straße Kalkutta—Rangoon vor. Als erster Dampfer kam „Klam Mattheon“ an die Reihe. Er hatte Stüdgut geladen, darunter auch ein berühmtes Rennpferd. Wir versuchten das verheißungsvolle Rennen durch Verlenkung von Dampf und Bier.

In den nächsten Tagen war trotz eifrigen Suchens nichts zu finden. Dicht vor Rangoon kam endlich ein Norweger angetrieben. Er bekam die Leute vom letzten Dampfer gegen eine Entschädigung zur Beförderung mit. Der Kapitän muß übrigens ein guter Kaufmann gewesen sein, denn wie wir später aus Zeitungen erfuhr, hatte er von den englischen Behörden nochmals das Fahrgeld für die Leute verlangt.

Nachts wurde ein Funkpruch von Rangoon aufgetrieben, der die Anwesenheit der „Emden“ meldete. Wir schwenkten ab und trumten am nächsten Tage auf hoher See Kohlen. Jetzt hatte die Jagd nach der „Emden“ begonnen, aber die besondere Begabung unseres Kommandanten bestand darin, daß er immer erriet, was der Feind im Schilde führte, sodaß immer Gegenmaßnahmen getroffen werden konnten. Noch in der Nacht fuhr ein Kriegsschiff auf der einen Seite einer Insel vorbei, hinter der wir uns aufhielten. Es dürfte die „Hamphire“ gewesen sein. Offenbar sollte sie uns den Weg nach Niederländisch-Indien versiegeln. Dort konnte sie ruhig suchen; denn die „Emden“ steuerte in geradem Kurs auf Madras zu.

Am 22. September abends um 9.30 Uhr erschienen wir als angebetete Gäste vor Madras und landten sofort unsere Belohnungen in die Stadt. Im Hintergrund des Hofens standen große Petroleumbehälter, und auf diese hatte es der Kommandant abgesehen. Als die „Emden“ eintraf, war die Stadt hell erleuchtet, und unser Artillerie-Offizier hatte es um so leichter, Ziel und Entfernung festzustellen. Unsere vier Scheinwerfer blühten auf, und dann ging es los. Die Granaten verteilten sich in die Petroleumbehälter. Aus zwei Tanks, die gefüllt waren, schoß bald eine riesige Feuergegarbe empor. Es war ein schauerlich-schönes Bild. Schade nur, daß die anderen Behälter leer waren. Ein Fort gab drei Schüsse ab, dann verstummte es. Wahrscheinlich war die Hitze, die die brennenden Delantons auströmten, zu groß, als daß Menschen sich in der Nähe aufhalten konnten. Noch sechs Stunden lang konnten wir den Feuerstein von Madras sehen. Der Wind wehte nach der See zu, daher blieb die Stadt selbst vom Feuer verschont.

Nach kurzer Zeit erfuhren wir aus einer Zeitung, was wir in Madras angerichtet hatten. Die Kaufmannschaft der Stadt hatte gerade ein großes Festessen abgehalten, am das Verschwinden der „Emden“ aus dem Golf zu feiern. Mitten in einer großen Festrede begann es zu donnern. Man glaubte zuerst an ein Gewitter, bis man entdeckte, daß die „Emden“, deren Verschwinden man gerade beging, den Donner verurteilte. Man kann sich den weiteren Fortgang des Festes vorstellen.

Von Madras gingen nach Ceylon. Am 25. September begegneten wir auf der Fahrt dem englischen Dampfer „King Lud“, der prompt erledigt wurde. Die Beschießung von Madras schien aber die Engländer vorsichtiger gemacht zu haben; denn als wir auf der Höhe von Colombo ankamen, sehen wir die Scheinwerfer von den Forts über Schiffen fortwährend den Horizont ableuchten. Das störte uns nicht; denn wir wollten dort nicht hin, vielmehr zogen wir es vor, Dampf zu geben, die von Colombo ausliefen, in Empfang zu nehmen.

Der erste Dampfer, der aus dem Hafen kam, war „Tymet“ mit 5000 Tonnen Juter, der für England bestimmt war. Der Kapitän konnte gar nicht lassen, daß er im Scheinwerferlicht von Colombo, der fast besetzten Stadt, gefapert werden würde. Der Dampfer ging bald mit seiner süßen Ladung in die Tiefe.

Als in der Nacht der Dampfer „Graterale“ unseren Weg kreuzte, wurde er angehalten und mußte uns als Lumpenlampe folgen. Er war nicht groß und hatte keine Ladung an Bord. In der nächsten Nacht wurde der Dampfer „Brel“ mit 5000 Tonnen bester Schiffskohle abgegangen, die für die englische Admiralität bestimmt war. Gute Kohle konnten wir gebrauchen; denn die des Griechens qualmte fürchterlich und brannte auch schlecht. Unser Personal besetzte den Dampfer und fuhr mit ihm weiter. Später wurde bei ihm noch eine Funkstation eingebaut; er läßt dann die „Mar-tomannia“ ab.

Kun hatten wir wieder genug Kohle im Vorrat, und Proviant brachten uns noch am selben Tage die Dampfer „Arbera“ und „Koyle“. Was auf der „Emden“ fehlte — Mehl, Kartoffeln, Juter, Konserven, Bier und Tabak — wurde an Bord genommen. Wir speisten jetzt auf seinen Fortzellan-tellern, die eigentlich für das Grand Hotel in Kalkutta bestimmt waren. Um die Vorräte an Vahappen zu ergänzen, wurden mit Vorliebe Risten, die Wapnaden oder ähnliches

zeug enthielten, von den Dampfern herübergebracht. Einmal kam es vor, daß zwei Risten statt dessen seidene Strümpfe und andere Damenkleidungsstücke enthielten. Man kann sich vorstellen, mit welcher schönen Glosse die Seeleute den Empfang des leichten Putzmaterials quittierten.

Nachdem einige Ruhetage zum Ausbessern der Nachschichtenanlagen gedielt hatten, ließen wir am 9. Oktober die englische Insel Dieogarcia an, um in der Nacht Kohlen zu übernehmen. Der Gouverneur kam gleich an Bord. Er wußte noch nichts vom Krieg, und wir erzählten ihm, daß wir eine Weltreise machten. Die wenigen Europäer waren sehr freundlich und schickten Kokosnüsse, Fische und ein Schwein an Bord.

Am 12. Oktober dampfte die „Emden“ zum sechsten Male während der Kriegsfahrt über den Äquator. Drei Tage später wurde wieder bei einer unbekanntem englischen Insel gelohft. Da wir in den letzten Tagen wenig Erfolg gehabt hatten, wählte unser Kommandant die Dampferstraße Eden—Colombo, die mehr Beute versprach. Als wir auch hier keinen Gegner fanden, fuhren wir 60 Meilen weiter seitlich und hatten damit auch das Richtige getroffen.

Zuerst kam uns der große Dampfbagger „Bomrabel“ entgegen. Von weitem sah er aus wie ein Torpedoboot, und daher wurde „Klar Schiff“ angeschlagen. Gerade sollte der Bagger verlenkt werden, als schon wieder ein Dampfer in Sicht kam. Es war der „Clam Grant“, der Proviant und Stüdgut geladen hatte. Bevor er verlenkt wurde, nahmen wir ihm einiges ab. Das gleiche Schicksal traf zwei weitere Dampfer. Besonders ergiebig war der „Trollius“, der Zinn und Kupfer im Werte von 20 Millionen Mark an Bord hatte. Jetzt waren wir reichlich mit Proviant versorgt, und es war eine wahre Lust, an Bord zu leben.

In der folgenden Nacht wurden die Dampfer „Saint Egbert“ und „Erford“ gefapert. „Egbert“ wurde, weil er Stüdgut für Amerika geladen hatte, für den Küstentransport der Schiffbesatzungen bestimmt. „Erford“ hatte Kohlen an Bord und diente uns von nun an als Kohlendampfer. Nachdem dann noch „Chiffana“ gefapert und verlenkt worden war, wurde der Lumpenlampe entlassen. Die Nacht darauf hätte wieder ein Dampfer gefapert werden können, aber der Kommandant ließ ihn laufen, um die Besatzung, die in den letzten Tagen fast gar nicht zur Ruhe gekommen war, nicht allzuweit auszusumpfen, zumal am nächsten Morgen gelohft werden sollte. Auch diese schwere Arbeit ging vorbei, und auf der Fahrt nach dem Golf hatten wir Zeit, uns wieder einmal etwas auszurufen.

Biel Spaß machte uns eine Zeitung, die wir auf einem der verlenkten Dampfer ergattert hatten, und die wieder einmal bewies, was die Engländer für gute Kaufleute sind. Ich hatte schon erzählt, daß wir dem ersten Dampfer eine große Menge Seife abgenommen hatten. Diese Kunde war auch nach England gedrungen, und eine englische Seifenfirma ließ in der Zeitung folgende Reklame los: „Uniere Seife ist die beste. Das hat sogar die „Emden“ gewußt. Als ihre Leute, schwarz wie die Keger, an Bord des „Indus“ kamen, fragten sie sofort nach unierer Seife. Sie durchwühlten das ganze Schiff, und als sie uniere weltberühmte Erzeugnisse fanden, fürsteten sie sich wie belesen darauf. Wie Augenzeugen berichten, haben sie sofort um Wajchwasser, und, nachdem sie sich gründlich gewaschen hatten, haben sie wieder menschlich aus.“

5. Das erste feindliche Kriegsschiff

In den nächsten sechs Tagen war im Golf kein Dampfer zu entdecken, daher mußte wieder etwas anderes unternommen werden. Ein feindliches Kriegsschiff war der „Emden“ auf ihren Fahrten noch nicht vor das Kanonentor gekommen, und deshalb mußte sie sich eins in einem Hafen suchen. Mit Penang sollte der erste Versuch gemacht werden. Die Stadt hatte zwar nur alte Forts, aber eine lange, sehr schwere Einfahrt, die leicht zu überwachen war. Am 28. Oktober nachts um 1 Uhr ließen wir in die Straße von Penang ein. Am vorhandene Nachtboote zu täuschen, wurde wieder der vierte Schornstein gehißt und brachte auch diesmal den gewünschten Erfolg. Unbemerkt hatten wir beim Morgenrauchen den Hafen erreicht.

Der russische Kreuzer „Jemtschuk“, ebenio groß wie die „Emden“, nur mit stärkerer Bestückung versehen, lag vorne an der Boje. Hinter den Handelsdampfern versteckt lag noch ein kleineres französisches Kriegsschiff. Der Russe kam zuerst an die Reihe. Dort schien kein Mensch zu ahnen, was bevorstand. Von Bord aus wurde bemerkt, wie auf dem „Jemtschuk“ der wachhabende Offizier und einige Leute durch die Gläser die „Emden“ beobachteten. Als schließlich unsere Topplagen aufluderten, ließ einer fort, wahrscheinlich um die Besatzung zu wecken. Damit war aber sofort Zeit vergangen, daß „Jemtschuk“ schon unieren ersten Torpedo in seinen Spanten fühlte, ehe er sich wehren konnte. Zu gleicher Zeit wurde ein heftiges Artilleriefeuer auf ihn eröffnet, und keine Granate verfehlte ihr Ziel. Weiß er zu langsam sank, bekam er noch vorne einen Torpedoschuß.

Ich hatte etwas an Deck zu tun und konnte sein Ende mitansehen. Von den einschlagenden Granaten kramte es hier und dort im Vordschiff auf. Mit einem Mal wurde alles hell im Innern, schwarze Rauchwolken drangen aus den Seitentürmen, und einen Augenblick später öffnete sich vorn das ganze Schiff, um einen gewaltigen Feuerberg herauszulassen. Die Pulverkammer war hochgegangen. Ich glaubte, einen feuerpeinenden Berg vor mir zu haben. Durch den Rauchschleier konnte ich deutlich erkennen, wie das Schiff in der Mitte auseinanderbarst und schnell sank. Am Flaggensock sprangen Leute über Bord. Bevor der Rauch sich ganz verzogen hatte, war „Jemtschuk“ untergegangen. Wo vor zwölf Minuten ein stolzes Schiff auf Kriegswacht gelegen hatte, schwammen jetzt Menschen und Trümmer umher. Das Rettungswert wurde uns von chinesischen Sampans abgenommen. Sie ruderten mit rascher Fahrt dorthin, um die Leute aus dem Wasser zu ziehen. Einige Schuß hatte „Jemtschuk“ abgegeben, statt uns hatte sie aber einen japanischen Dampfer getroffen, der sich jetzt auf dem Wege befand, ihr unien Gesellschaft zu leisten.

Vor der Einfahrt wurden wieder Rauchwolken festgestellt. Der Kommandant hielt es daher für ratsam, den uralten französischen kleinen Kreuzer vorläufig nicht zu verlenken, sondern erst den Rauchwolken entgegenzufahren. Aus dem Qualm schäkte sich dann auch wirklich ein Fracht-dampfer heraus. Er sollte sofort verlenkt werden. Kaum war das Präsentkommando auf den Dampfer hinübergelutert, als

uns wieder ein ganz sonderbares Fahrzeug entgegenkam, und wieder konnte die geplante Arbeit nicht vollendet werden. Unieren Leuten wurde befohlen, schleunigst an Bord zurückzukommen.

„Klar Schiff zum Gefecht“ hatte es wieder durchs ganze Schiff, und nach kurzer Zeit begann auch ein lebhaftes Artilleriefeuer. Das große französische Torpedoboot „Musquet“ hatte vor der Einfahrt Wache gehabt und wollte den Hafen gewinnen. Auf 5000 Meter Entfernung wurde das Gefecht aufgenommen. Schon die ersten Schüsse sahen und zerstörten „Musquets“ Maschinen. Die Vernichtung des Feindes ging nun rasch vonstatten. Nach einigen Minuten war das Schiff verschwunden. Wir dampften vollkommen unbeschädigt nach der Stelle hin, um die Leute zu retten. Von 76 Mann fielen uniere Boote 36 auf. Einer schwamm mit aller Gewalt dem Land zu, der Rest war untergegangen. Von den Geretteten hatten sechs Mann schwere Wunden und zwei waren verbrüht. Sie erzählten, daß die zweite Salve den Dampfkeßel getroffen hatte.

Ein französisches Torpedoboot war inzwischen zur Beobachtung ausgelassen; denn alle Telegrafen hatten die Kunde von dem Ueberfall in die Welt gelehrt. Vor uns tauchten wieder Rauchwolken auf; doch bevor noch die Wache getroffen war, wer zuerst einen Angriff verdiente, das Torpedoboot oder das andere Fahrzeug, das wir noch gar nicht richtig erkennen konnten, legte eine starke Regenboe ein und machte damit einen Strich durch die Rechnung. Keine 100 Meter konnte man sehen, und so kamen wir auseinander. Wir bedauerten das umlomehr, als wir später erfuhren, daß die Rauchwolken von dem Hilfskreuzer „Empire of Russia“ hergeräht hatten.

Den französischen Betwundeten wurde die sorgfältigste Pflege zuteil. Bei zweien reichte aber alle ärztliche Kunst nicht aus, sie starben und wurden mit allen militärischen Ehren verlenkt. Nachdem der Kommandant eine deutsche und eine französische Ansprache gehalten hatte, glitten die beiden Leichen, bedeckt von der Tricolore, ins Wasser, während eine Abteilung präsentierte und hinterher drei Salven abfeuerte. Auch die übrigen Gefangenen wurden an Bord gut behandelt und mit allem verlorgt. Lange konnten wir sie aber nicht an Bord behalten. Um sie los zu werden, blieb kein anderer Ausweg, als Dampfer zu kapern. Am nächsten Morgen trafen wir mit dem Dampfer „Newborne“ zusammen. Der Kapitän mußte, wenn er sein Fahrzeug erhalten wollte, die Leute mitnehmen und sie nach der holländischen Stadt Sabang bringen. Als Ausweis bekam er einen Brief vom Kommandanten mit.

Am nächsten Sonntag war Gottesdienst. Nach der Kirche sprach der Kommandant einige herzlich anerkennende Worte und gab verschiedene Kriegsbeiförderungen bekannt. Die neuen Abzeichen konnten leider nicht nach althergebrachter Weise begossen werden; denn es fehlte an dem üblichen Stoff, und die Kognac-Bohnen, die der 1. Offizier verteilt ließ — sechs Stück pro Kopf — waren natürlich nur ein schwacher Ersatz.

Am nächsten Tage mußten wir wieder Kohlen trimmen. Es war ziemlich windiges Wetter, und der Kommandant zog vor, an der niederländisch-indischen Küste vor Anker zu gehen. Es dauerte nicht lange, da kam wieder ein Regle-zungsbeamter an Bord gefahren: „Sie haben Ihren Namen verhängt. Macht nichts, ich weiß Bescheid. Gratuliere übrigens zu dem Erfolg in Penang!“ Mit diesen Worten stellte er sich dem 1. Offizier vor. Dieser nahm ihn in die Messe mit, und wir konnten deutlich sehen, daß es nur ein freundschaftlicher Besuch gewesen war.

In der nächsten Woche freuzten wir wieder verschiedene Dampferwege ab, ohne etwas zu treffen, ein Zeichen, daß es uns gelungen war, den Handel in diesen Gewässern lahm-zulegen. Was die Engländer dazu sagten und machten, konnten wir in ihren Zeitungen selbst lesen. Alle schrieben vom „Geisterdampf des Ozeans“ und erzählten, daß 14 Kriegs-schiffe hinter uns her wären und uns schon zumal-jammenstehen würden. Es gab aber auch antändige Zei-tungsschreiber drüben, die schrieben: „Nieder entkreisen und gefangen nehmen, wir werden die „Emden“-Leute gut behandeln. Kapitän von Müller ist uns gegenüber anständig gewesen, und es soll keiner sagen, wir könnten nicht dankbar sein.“

Bisher waren wir in allen Unternehmungen vom Glück begünstigt worden. Wir glaubten fest, es gepachtet zu haben. Ein übermütiger Ton griff uns an, und die großartigen Pläne wurden geschmiedet. Auch als die Kost knapper wurde, gab es kein Murren. Denn bald sollten wir ja von unieren eigenen Dampfern verlorgt werden. Umso enttäusch-ter waren wir, als die Schiffe am verabredeten Play nicht zu finden waren. Wir glaubten, sie hätten sich veripapert, und der Kommandant befürchte uns in unierem Glauben, obwohl er wohl nichts Gutes ahnte. Im übrigen war er mit neuen Plänen beschäftigt.

Nicht weit von uns lagen die Kokosinseln. Dort befand sich die Kabellestation der drei Hauptlinien Europa, Afrika und Indien. Sie sollte von uns besetzt und zerstört werden, die Signal- und Dienstbücher sollten aber an Bord gebracht werden, vielleicht ließen sich aus ihnen neue An-haltspunkte für uniere eigene Kriegsführung gewinnen.

Fortsetzung folgt.

Spendet für das Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1934\35

Für den Gau Württemberg/Hohenzollern bestimmte Spenden sind zu richten an Postcheckkonto Stuttgart Nr. 103 und Girokonto der Württ. Landes-sparkasse Nr. 4600.